

Hermann Eberhardt

„ENTWEDER-ODER“?

Pastoralkritische Beobachtungen zu einem überkommenen Denkmuster

(Manuskript Anfang 1991 fertiggestellt)

Inhalt

Persönliche Einstimmung.....	2
Annäherung.....	2
Hypothese.....	5
Fallstudie: Rechtfertigungslehre – Gerechter und Sünder zugleich	5
Bedingungen	5
Beobachtungen.....	7
Liebe: Evangelium und Gesetz, Nähe und Distanz	9
Unter dem Schatten der „Väter“.....	10
Antithese	11
Mühe mit Distanz.....	12
Inflation der Liebe.....	12
Verwöhnungsprägung	13
Hermeneutische Folgerungen.....	13
Autoritätsproblem	14
Klärungen.....	14
Überwindung des Paternalismus?	14
Doppelgestalt der Liebe	16
Männlicher und fraulicher Verstand.....	17
Beispiel: Sühnopfertheologie	17
Beispiel: Traditionsgeschichte	18

Persönliche Einstimmung

„ENTWEDER – ODER“. Ich sehe ihn noch vor mir, den rostroten Leinenrücken des Buches mit diesem Titel in goldenen gotischen Lettern: „Kierkegaard, Entweder - Oder“. Im dunklen eichenen Bücherregal im Wohnzimmer sehe ich ihn, davor die Chaiselongue, auf der meine Mutter ihre Mittagsruhe zu halten pflegte – und immer las sie auch in der Zeit ihrer Mittagsruhe; die geliebten Bücher waren ja griffbereit. Meine Mutter konnte über dem Lesen auch das Essenkochen vergessen. Aber das hinderte sie nicht, geradezu unumstößliche Aussagen über die natürliche Bestimmung der Frau und des Mannes zu machen. „Drinne waltet die züchtige Hausfrau, die Mutter der Kinder...“ Daß Schiller mit seinem „Lied von der Glocke“ dem Lebensgefühl früherer Generationen Ausdruck verleihen konnte, ist für mich keine abstrakte Vermutung. Mein Elternhaus atmete das idealistische Erbe. Sigmund Freud – schon der Name bedeutete für meine Mutter eine Anfechtung. Wie wenig gewappnet war die Generation der vor dem I. Weltkrieg geborenen, der Eltern und Großeltern, sich mit ihren eigenen Schatten auseinanderzusetzen!

„Entweder – Oder“. Wenn ich mich auf seine Spur begeben und hinein in die Auseinandersetzung, begegne ich meiner inneren Prägung. Entweder Mann oder Frau, entweder stark oder schwach, aktiv oder passiv, entweder Herrscher oder Untertan, Sieg oder Unterwerfung, entweder Glaube oder Unglaube, Katholik oder Protestant, Priester oder Prophet, „Therapeut oder Zeuge“¹, entweder Schwarz oder Weiß.

Es gibt Grundstrukturen der Haltung bzw. des Denkens und Empfindens, die stecken zu tief, um einfach überholt werden zu können. Man muß sie sozusagen erst ausgraben. Ausgraben aber heißt, sich bis zu den Wurzelspitzen vorzuarbeiten. Es ist kein Zufall, daß ich Kierkegaard's Buch und meine lesende Mutter vor mir sehe, wenn ich mich anschicke, dem „Entweder-Oder“ nachzuspüren. Den direkten Anstoß, mich hier ans Nachdenken zu machen, erhielt ich freilich aus aktuellem Erleben. Ich arbeite u.a. als Seelsorge-Ausbilder mit PastorInnen und bin an mancher Forschungsreise zu den Wurzeln grundlegender Prägung beteiligt. Oft stoße ich unterwegs auf ein sperriges – um nicht zu sagen: dysfunktionales – Entweder-Oder in Gestaltung und Sicht der Beziehungen zu dem Mitmenschen und zum eigenen Selbst – und begegne darin auch Zügen meiner Selbst.

Annäherung

Entweder-Oder steht für Denken in eindeutigen, sich einander ausschließenden Alternativen und fühlt sich kompromißlos und unversöhnlich an. Wo Entscheidungen zu fällen sind, ist es dienlich. Doch in Entscheidung steckt auch Schei-

1 Vgl. Helmut Tacke, Glaubenshilfe als Lebenshilfe, 2. Aufl. 1979, S.147.

dung. Urteil und Verurteilung sind Kehrseiten derselben Medaille. Entweder-Oder suggeriert Einfachheit, Klarheit – und Macht. Seine Schatten sind Einseitigkeit, Vereinfachung – und Unterdrückung. Selbstverständlich hat das Entweder-Oder als Muster von Lebensbedingung seinen unverzichtbaren Platz im Leben. Doch es kann diesen lebensförderlich nur neben oder hinter anderen Mustern behaupten; und ihm kommt sicher nicht der erste Platz zu, ja nicht einmal eine Mittelstellung, ist seine Nähe zur ‚ultima ratio‘ doch offenkundig. Im Umfeld der ‚ultima ratio‘ wird der Lebensspielraum eng.

In der Dynamik des Entweder-Oder liegt eine (undifferenzierte) Spaltung der Gegebenheiten. Wo Entweder-Oder gilt, wird’s antipodisch, Parteilung erscheint unumgänglich. Entweder-Oder gedeiht im Klima des Dualismus und fördert dieses. Psychogenetisch wurzelt das Entweder-Oder in archaischem Grunde. Der Psychoanalytiker Hartmut Raguse zeigt in einer Untersuchung der Apokalypse Johannes² eindrücklich die archaische Logik des Entweder-Oder auf: entweder Freund oder Feind, Zugehöriger oder Widersacher, Erlöster oder Verdammter.

Mt 12,30 (Par Lk 11,23) sagt Jesus: „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich, und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut.“ Das Logion findet sich im Kontext Jesu Auseinandersetzung um Dämonenaustreibung mit Gegnern, die ihm einen Bund mit dem Teufel unterstellen. Markus überliefert, ebenfalls im Zusammenhang von Dämonenaustreibung, die freundlichere Version des gleichen Satzes (Mk 9,40; Par Lk 9,50): „Wer nicht wider uns ist, der ist für uns“. Deutlich wird aus dem Zusammenhang beider Fassungen, daß das Wort die Spaltung der Welt in zwei widerstreitende Machtbereiche voraussetzt. Nur zwei Positionen sind möglich; die des Freundes oder die des Feindes. Dualistische Logik sieht keinen weiteren Spielraum vor und erzwingt Eindeutigkeit in polemischem Zusammenhang. Aber ist der Krieg „Vater *aller* Dinge“ (Heraklit)? Bildet Eindeutigkeit in Für-oder-Wider, in Entweder-so-oder-so die Wirklichkeit des Lebens angemessen ab? Jesu Wort für alle Fälle gültig anzusehen, hieße, jede gegebene Situation polemisch zu deuten bzw. stets aus der Position des in die Ecke Gedrängten bzw. Bedrohten zu erfassen.

Der Grundsatz, daß der „Krieg der Vater aller Dinge“ sei, entspricht archaischer Bewußtseinsbildung. Spreche ich statt von „Krieg“ von „Konflikt“ und sage, daß Leben auch „mit-Konflikten-leben“ heißt, zeichnet sich ein neuer Horizont ab. Jesu Gebot der Feindesliebe eröffnet reifere Sicht und etabliert den dritten Raum der Versöhnung der Gegensätze. Aus dem Entweder-Du-oder-Ich, wird das Du-und-Ich (auch im überindividuellen Sinne). Voraussetzung für diesen Schritt ist freilich die (Freiheit zur) Entdeckung des eigenen Ich im Anderen bzw. des Anderen im eigenen Ich. Den „Nächsten lieben wie sich selbst“ ist Auftrag nicht nur zur Versöhnung mit dem Anderen, sondern zugleich (zuerst?) auch mit

2 In WzM '90, H.8, S.449ff.

den Schatten des eigenen Selbst, die im Spiegel des Anderen begegnen. Das aber heißt immer zugleich, der Wirklichkeit zuliebe vom Ideal strahlender (oder finsterner) Eindeutigkeit zu lassen.

Die Mitte evangelischer Botschaft ist nicht „Entweder Sünder oder Gerechter“, sondern „Sünder und Gerechtfertigter zugleich“! Die Rechtfertigung des Sünders setzt Versöhnung anstelle von Ausgrenzung und differenziert somit Abgrenzung.

Lebendiges Leben erscheint Gegebenheiten unterworfen, die sich angemessen nur in polarer Zuordnung fassen lassen³. Als personale Gegebenheit sehe ich z.B. die Polarität von Individuum- und In-Gemeinschaft-Sein oder auch Ich- und Wir-Sein. Geschichtlich gegeben ist die Polarität von Ständigkeit und Veränderung. Unübersehbar bedeutsam erweist sich in lebendigen Beziehungen – Leben=In-Beziehung-Sein! – auch die Polarität von Nähe und Distanz.

Fritz Riemann zeigt in seiner „tiefenpsychologischen Studie“ über „Grundformen der Angst“⁴ überzeugend auf, wie jede Gestalt von Ausstieg aus dem Sowohl-als-auch polar bedingten Seins das Leben verkümmern läßt. Die polare Struktur der Lebensbedingungen das Sowohl-als-Auch von Ich und Wir, Ständigkeit und Veränderung, Nähe und Distanz ist unabdingbar für gelingendes Leben. Greift statt dessen das Entweder-Oder im Sinne eindeutiger Festlegung Platz, verfällt es. Im Horizont polarer Bedingtheit lebendigen Lebens zeigt sich das Destruktive am Entweder-Oder ungeschminkt. Nach Riemann folgt der Schritt ins Entweder-Oder dem Diktat der Angst – und muß fortzeugend Angst gebären. Das Leben gerät in ‚angustia‘, in Enge.

Noch eine Überlegung sei im Zusammenhang des Nachdenkens über polare Gegebenheiten des Lebens angesprochen. Sie ergibt sich aus dem biblischen Befund zum Begriff von „Seele“. In der Bibel erscheint „Seele“ identisch mit „Leben“, und Leben ist wesentlich als In-Beziehung-Sein zu verstehen. Betrachte ich von hier aus die alte Trias der Begriffe „Leib“, „Seele“, „Geist“, formt sich ein Begriff von „Seele“, der diese als Gestalt der lebendigen Korrespondenz zwischen den einander polar zugeordneten Lebensdimensionen „Geist“ und „Leib“ fassen läßt. Lebendige(s) Seele/Leben ist sowohl geistig wie leibhaftig. Idealistische wie materialistische Weltansicht bieten seelenlose Abstraktion. Beide „Ismen“ taugen nicht, lebendiges Leben angemessen zu begreifen. In ihrem Widerstreit steckt sozusagen der Wurm des Entweder-Oder.

Ebenfalls als seelenlose Abstraktion und nicht der Wirklichkeit des Lebens gemäß muß ein erkenntnistheoretischer Ansatz genannt werden, der Subjekt und Objekt nach dem Entweder-Oder-Muster spaltet. Auch das Erkennen hat mit

3 Paul Tillich spricht in seiner Systematischen Theologie Bd 1, S.206ff. von „ontologischen Elementen“ und nennt die „Polaritäten“ von „Individualisation und Partizipation“, „Dynamik und Form“, „Freiheit und Schicksal“.

4 10. Auflage München/Basel 1975

Beziehung zu tun⁵. Zwischen Subjekt und Objekt geschieht Berührung. Subjekt und Objekt begegnen einander wechselseitig sowohl als Subjekt wie auch als Objekt. Die neueste Wissenschaft geht vom Regelkreis des Erkenntnisprozesses aus.

Hypothese

Ich halte nach einer ersten Runde um das Entweder-Oder inne. Deutlich geworden ist, wie viel an ihm als Muster hängt. Der Mechanismus der Spaltung wird in jedem Fall sichtbar. Trifft es zu, daß dem Entweder-Oder als Denk- und Gestaltmuster archaische Züge eignen, dann sind wir gehalten, um des lebendigen Lebens willen kritisch mit ihm umzugehen. Lebendiges Leben bedarf integrativer Kraft und des versöhnlichen Umgangs mit Gegensätzen, um nicht auf der Stufe undifferenzierten (Über)Lebenskampfes stehen zu bleiben. Ist es zu kühn, die Hypothese zu wagen, daß das Denk- und Gestaltmuster des Entweder-Oder in seiner unangemessenen Übermacht die herkömmliche Vorherrschaft des Männlichen repräsentiert? Mit der Anfrage an das Entweder-Oder würden wir uns auf den Weg machen, die bislang einseitig paternalistische Prägung unseres Lebens weiter aufzuarbeiten.

Fallstudie: Rechtfertigungslehre – Gerechter und Sünder zugleich

Zu den theologisch und psychologisch besonders spannenden Fragen in Seelsorgekursen gehört für mich die Frage: „Wie hältst Du’s mit der Sünde?“ Nicht, daß die Sündenfrage alsbald obenauf läge! Daß sie in der Regel erst einmal unter dem Tisch bleibt, ist das Auffällige. Die jüngere Generation der Theologen befaßt sich nicht gern mit der „Sünde“. Zu lange und zu penetrant vielleicht hat die Seelsorgelehre das Wirken des Seelsorgers einzig um die „Rechtfertigung des Sünders“ oder seine „Heiligung“ gruppiert. Die Karikatur des „Tunnelpredigers“ (Erst ist alles dunkel (Sünde) – und dann wird es hell (Gnade)) oder der „Sündenabwehrkanone“ mag noch zu nah sein, um nicht abgewehrt werden zu müssen. Gewichtiger dürften indes tiefere Gründe sein. Spüren wir diesen tieferen Gründen erst einmal nach, schließt sich auch grundlegendes Verstehen auf.

Bedingungen

Zum ersten: Es gibt eine archaische Verbindung von Vollkommenheit und Liebreiz (Anziehung, die Nähe bringt): Vollkommenheit muß dabei keine reale Größe sein. Bekanntlich neigen verliebte Augen dazu, Vollkommenheit zu projizieren.

5 Vgl. das alttestamentliche ‚jada‘ und das neutestamentliche ‚gignoskein‘.

Wie dem auch sei: Anziehung (Nähe) und Vollkommenheit sind ursprünglich miteinander verknüpft, vice versa Unvollkommenheit und Abstoßung (Distanz).

Trifft zu, daß die Qualität einer Gestalt im beschriebenen Sinne beziehungsbedeutsam ist, verwundert es nicht, in der Begegnung mit Vollkommenheit auch entgegengesetzte Reaktionen anzutreffen – sobald Rivalität im Spiel ist. In der Konkurrenz um Attraktivität (Liebreiz) wird Vollkommenes dem Unvollkommenen zum Gegner. Andererseits erscheint Unvollkommenheit anziehend, geht von ihr doch keine Gefahr aus, im Wettstreit um Nähe den Kürzeren zu ziehen.

Es ist die urtümliche Beziehungsrelevanz der Vollkommenheit, welche die sogenannte Werkgerechtigkeit entscheidend bedingt. Wer Werkgerechtigkeit außer Kraft setzen will, hat mit Urkräften zu tun. Zudem muß das Lohnprinzip („Ein Arbeiter ist seines Lohnes wert“) als sachlicher Ableger des Gerechtigkeitsprinzips gesehen werden, ist also auch nicht einfach verzichtbar.

Zum zweiten: Mit dem bibeileigenen Begriff der „Sünde“ haben wir einen Beziehungsbegriff vor uns. „Sünde“ meint zerstörte Beziehung bzw. Negation des um des Lebens willen gebotenen In-Beziehung-Seins. Anerkanntes Modell des „Sünders“ ist der ‚homo incurvatus in se ipsum‘, der in sich selbst verkrümmte Mensch. Sünde bedeutet Abwesenheit lebenstragender Beziehung infolge Selbstverabsolutierung einer einzelnen Lebensdimension⁶. Sie ist Nichtung dessen, was lebendiges Leben im Wesen ausmacht. Paulus spricht davon, wenn er sagt, der Tod sei „der Sünde Sold“ (R 6,23).

Zum dritten: Wird unter Sünde das Manko an (guter) Beziehung begriffen, zeigt sich alsbald auch ihre sachliche Relevanz. „Sünder“ ist einer, der der Beziehung bzw. seinem Beziehungsgegenüber nicht gerecht wird, d.h. eine (Beziehungs-)Leistung schuldig bleibt. In der konkreten Schuld wird Beziehungsmanko in Gestalt von Unrecht oder auch eines Defizits an (der Beziehung angemessener) Leistung manifest.

Wer sich In-Schuld findet, findet sich als „Schuldner“, d.h. seinem Schuldpartner besonders verpflichtet, und er begegnet der Tatsache der eigenen Unvollkommenheit. Beides läßt Abhängigkeit von der Gunst des Schuldpartners schmecken. Mag Abhängigkeit von der Gunst des Schuldpartners dort nicht drücken, wo die inferiore Stellung selbstverständlich angenommen wird, Abhängigkeit muß bedrohlich wirken, wo das Selbst um seiner Unvollkommenheit willen seines Liebreizes nicht mehr sicher ist.

Prägt, was unter archaischen Bedingungen naheliegt, das Entweder-Oder-Muster den Umgang mit Nähe und Distanz, bedeutet eine Verhaftung als Sünder unter der Anzeige von Schuld eine totale Bedrohung. Schuld erscheint selbstverständlich mit Liebesverlust bzw. -entzug verknüpft.

6 Ich verweise hier besonders auf meine Ausführungen zum Stichwort „Sünde“ in meinem Buch: „Praktische Seel-Sorge-Theologie“, Luther-Verlag, Bielefeld 1990.

Um abzuschließen: Das Evangelium von der „Rechtfertigung des Sünders“ zielt auf die Gottesbeziehung des Menschen und damit auf diejenige Dimension von In-Beziehung-Sein, in der Leben in der Sicht des Glaubens ursprünglich und letztendlich bedingt erscheint⁷. Die zentrale Bedeutung der Rechtfertigungslehre liegt damit auf der Hand.

Voraussetzung zum Verstehen der Rechtfertigungslehre ist die Einsicht, daß wir hier eine Beziehungsaussage vor uns haben, die zwischen personalem und sachlich-rechtlichem Aspekt von Beziehung unterscheidet und zwingend aus dem Denkmuster des Entweder-Oder herausführt. Die Botschaft von der Rechtfertigung des Sünders bricht das Gefängnis archaischer Logik auf, in dem sich die selbstherrliche Seele zu ihrem eigenen Elend unter dem Zwang des Alles-oder-Nichts selbst gefangen hält.

Schauen wir die Zusammenhänge genauer an: Rechtfertigung des Sünders heißt: Gott definiert seine Beziehung zum sündigen Menschen – mit menschlichen Augen gesehen – als wäre dieser ein Gerechter. Er macht ihn in-Beziehung zum Gerechten, schließt den aus der Beziehung herausgefallenen in seiner Gnade wieder an sich an und läßt Liebe walten, ohne daß Liebreiz dieses begründete. Der so Gerechtfertigte entrinnt deswegen nicht der Gegebenheit, von sich aus ein Sünder zu sein. Er muß damit leben, daß er nicht vollkommen ist. Er ist von Gott geheiligt, aber kein perfekter Heiliger (Sündloser). Wäre es anders, wäre „Heiligung“ nicht alltäglicher Auftrag. Aus dem Indikativ des „Gerechtfertigt“ folgt der Impuls (Imperativ), der neuen Beziehung gemäß zu leben (den „alten Adam täglich (zu) ersäufen“). Die Formel „Gerecht und Sünder zugleich“ spricht die Gegebenheiten aus. Sie vergegenwärtigt ein Zugleich von Nähe und Distanz. Trotz der Distanz, die mit dem Sündersein gegeben ist, ist Nähe möglich. Unter der Bedingung der Liebe Gottes kann mein Sündersein in meinen Blick kommen, ohne mich deswegen in den Abgrund der Verlorenheit zu stürzen. Als Gerechtfertigter kann ich damit leben, daß ich de facto nicht vollkommen bin, ohne darob zu verzweifeln. Damit ist freilich auch das Ende aller Selbstherrlichkeit gegeben, sei sie nun arrogant oder verzweifelt.

Der selbstherrliche Sünder und der gerechtfertigte unterscheiden sich in ihrem Beziehungsschicksal. Ersterer ist im Entweder-Oder gefangen (Entweder Autonomie oder Untergang, Ich oder Du...), letzterer nicht. Er sieht das lebensträchtige Zugleich. Doch kommen wir nun zur Konkrektion.

Beobachtungen

Ein Kursteilnehmer – er ist ein gestandener M(ann) – fällt mir u.a. mit seiner Predigt über den Heilandsruf (Mt 11,25ff.) auf. Engagiert schildert er den „er-

7 Vgl. u.a. Ps 104,29f. oder auch Augustins „Fecisti nos ad te...“

quickenden“ Christus. Gleichwohl springt dabei kaum ein Funke über. Er hat in seiner Predigt die Erfahrung der Erquickung vorausgehender „Mühsal“ unterschlagen. Sie sei bei ihm durchaus da, aber er wolle sie hinter sich lassen, sagt er erklärend. Zu seinen Glaubensessentials gehört ein Bild vom Gekreuzigten, der nicht im Leiden festgenagelt ist, sondern am Kreuz bereits liebend und gütig seine Arme ausbreitet. Als im Zusammenhang einer Theologischen Arbeitseinheit die Bedeutung des Sündenbekenntnisses im Gottesdienst zu Sprache kommt, äußert er seine entschiedene Abneigung. Er wolle sich freuen im Gottesdienst, das Sündenbekenntnis mache klein, ziehe ihn herunter.

Der Widerspruch durch andere Kursteilnehmer veranlaßt M unter 4 Augen mit mir dem nachzugehen, was er im Sündenbekenntnis abwehren muß. Unsere Forschungsreise führt durch manche bisher verschlossene Tür. Am Ende erinnert M Szenen, welche von Vernichtungsgefühl besetzt sind (z.B. Bombennächte). Schließlich ist M als Junge zu sehen, der wegen einer Schwindelei in der Schule von seinem Vater verprügelt wird. M stellt seinen Vater im allgemeinen als durchaus gütigen Mann alter Schule dar. In der Strafszene ist der Vater „ausgerastet“ und schlägt blindwütig zu. Das Blinde der Schläge gibt dem beweglichen Jungen die Möglichkeit, der „Vernichtung“ zu entkommen.

In mancherlei Hinsicht stößt die hier geschehene Tiefenaufhellung pastorales Nachdenken an. Hat nicht Luther von Prügeln bis aufs Blut berichtet, die er von seinem Vater bekam? Wenn in der Tiefe der Seele Fehlverhalten und Vernichtungserleben unmittelbar verknüpft sind und Sündersein dementsprechend bedrohlich besetzt erscheint, *muß* die Erlösungsqualität der Rechtfertigungsbotschaft unmittelbar einleuchten. Auf dem Grunde der Prägung M.s ist es selbstverständlich, der Entscheidung der Reformatoren zu folgen und die Rechtfertigungsbotschaft als Lebensmitte aller Evangelischen Rede anzusehen. Die Rechtfertigung bietet Leben im Angesicht drohender Vernichtung. Zu ihr Zuflucht zu nehmen und sie als Zuflucht zu preisen, liegt nahe und ist stimmig.⁸ Der Vernichtungshölle (ich erinnere an die mittelalterlichen=archaischen Schilderungen von Hölle und Höllenqualen), die da am Grunde eines von Verfehlung gekennzeichneten Sünderlebens wartet, wird Gottes Liebe und die Geborgenheit in ihr gegenübergestellt. Vor dem Hintergrund der Schatten absoluter Verlorenheit strahlt das Evangelium von der „Annahme des Unannehmbaren“ besonders.

„Rechtfertigung des Sünders“ – „Annahme des Unannehmbaren“ – Blicken wir von diesen Formeln aus in homiletische Richtung, wundert es nicht, das Erlebnismuster von der „Annahme des Unannehmbaren“ in eine Agende der Predigt umgesetzt zu finden. Das schon erwähnte „Tunnelmuster“ erscheint hier ebenso

8 Vgl. in diesem Zusammenhang das eindruckliche Plädoyer Helmut Tackes für die Rechtfertigungsbotschaft extra nos in „Mit den Müden zur rechten Zeit zu reden“, Neukirchen/Vluyn 1989, S.68ff.

schlüssig, wie es gängig ist. Zugleich fällt an M auf, daß er ihm nicht folgt. Im Gegenteil: Er ist nicht nur ein erklärter Gegner der Gesetzespredigt, er behält auch möglichst alle Erinnerung an dunkle Zeiten unter der Anklage des Gesetzes für sich und wehrt sich energisch, sich selbst im Stande des Gerechtfertigten als Sünder in den Blick zu nehmen. Wie kommt M dazu? Warum folgt der Mann, der in seinem Erleben Luther so nahe ist, nicht einfach einem gängigen Muster protestantischer Predigt bzw. evangelischer Liturgie? Weil für ihn das Entweder-Oder gilt! Entweder Sünder *oder* Gerechter, entweder unannehmbar *oder* angenommen.

Wie leichtfertig kann unter Theologen von der Dialektik der Rechtfertigungsformel gesprochen werden! Wer sich mit dem Dogma leicht tut, ist sich vermutlich der inneren Prägekraft des archaischen Szenarios nicht bewußt. M erfährt sich unannehmbar und damit der Vernichtung anheimgegeben im Zusammenhang einer typischen Schülerverfehlung. Er ist ein lebendiger Bub und natürlich kein Musterknabe. Wenn der Vater daraufhin ausrastet und Vernichtung agiert, agiert er nach dem Muster Alles-oder-Nichts (Vollkommen oder Unannehmbar) und prägt dieses Muster handgreiflich auch dem Sohn ein. Sicher lernt der Sohn im Laufe der Zeit, Distanz zu seiner Gewissensprägung einzunehmen. Nicht alles, was überkommene Moral als verwerflich brandmarkt, ist es nach seinem erwachsenen Urteil auch. Aber das „Unannehmbar“ sitzt tief und läßt sich nicht einfach überholen. Um es zu überholen, müßte er sich nicht nur von Gott geliebt wissen, er müßte auch sich selbst lieben können, den Unannehmbaren selbst für annehmbar halten, sich Selbst mit seinen Schatten ohne Verzweiflung ins Angesicht schauen können. Erst wenn er das vermag, ist es ihm möglich, vom Entweder-Gerechtfertigter-oder-Sünder zum Gerecht-und-Sünder-zugleich zu kommen. Und das agendarische Sündenbekenntnis bedeutet dann nicht mehr Selbstaufgabe nach der Melodie: „Du bist nichts, Dein Gott ist alles“, sondern eine (lebendiger Gottesbeziehung angemessene) Demutsübung, die zwar jeder Selbstherrlichkeit, nicht aber der Würde des Gerechtfertigten Abbruch tun muß.

*Liebe: Evangelium und Gesetz,
Nähe und Distanz*

„Gerecht und Sünder *zugleich*“, heißt es. Damit ist klar, daß es mit der Rechtfertigung auch darum geht, über ein tiefsitzendes ENTWEDER-ODER hinaus und zu einem neuen Zugleich zu kommen. Wer das Entweder-Vollkommen-oder-Unannehmbar hinter sich läßt, muß folgerichtig auch andere Erscheinungsformen des Entweder-Oder überholen: z.B. das Entweder-Oder von Nähe und Distanz und das Entweder-Oder von Gottes-/Nächsten- und Selbstliebe.

Daß dies nicht leicht ist, zeigt sich bei M. Mit Sicherheit hat er teil an der Prägung durch eine christliche Tradition, die gewohnt ist, Selbstliebe alternativ zur

Gottes- und Nächstenliebe zu sehen. In dieser Tradition erscheint Selbstliebe eindeutig negativ besetzt, meint Selbstherrlichkeit bzw. –verschlossenheit und wird damit zwangsläufig zum Synonym der Sünde (was ja auch nicht anders sein kann, wenn das Entweder-Oder stimmt). Doch es geht nicht an, Selbstliebe unbeschrieben negativ zu fassen. Zum einen pervertiert Liebe nicht notwendig dadurch, daß sie sich dem Selbst zuwendet. Zum anderen ist wohl kaum anzunehmen, daß Jesus mit seinem Gebot, den Nächsten zu „lieben *wie sich selbst*“ eine Perversion zum Maßstab der dann wiederum unbeschrieben positiv verstandenen Nächstenliebe gemacht hat. Liebe im Sinne des „obersten Gebots“ meint gute, lebenstragende und -förderliche Beziehung und schließt Nähe und Distanz zugleich ein – sowohl zum Selbst wie zum Anderen. Nicht nur die Selbstliebe kann pervertieren, wenn dies außer acht gelassen wird, auch die Nächsten- und Gottesliebe.

Doch schauen wir noch ein letztes Mal auf M bzw. seinen Fall. M.s innere Disposition wird entscheidend im Beziehungsgeschehen zwischen ihm und seinem Vater geprägt. (Davon, daß der Vater in der evangelischen Tradition zuhause ist, können wir ausgehen.) Versuche ich zu deuten, was in der Schlüsselszene beim „Ausrasten“ des Vaters geschieht, sehe ich einen Mann in panischer Reaktion. Die Mordswut, die sich da gegenüber dem eigenen Fleisch und Blut entläßt, ist Ausdruck verzweifelter Hasses auf den Schatten des eigenen Selbst, der ihm da in seinem Sohn begegnet. Von seinem Vater lernt M nicht, als Gerechtfertigter auch sein Selbst als Sünder zu lieben. M muß es selbst erfahren, daß Gott-Vater seine Kinder dergestalt liebt, daß er den Unannehmbaren annehmbar macht und daß der Gerechtfertigte sein Sünder-Sein nicht von sich abspalten muß.

Unter dem Schatten der „Väter“

Ich stellte oben fest, daß die jüngere Generation sich nicht gerne mit „Sünde“ befaßt, und führte als erstes Beispiel M vor. Ich denke, es ist deutlich geworden, daß wir in M einen Mann begegnen, der innerlich durchaus in der Spur der Tradition läuft. M könnte jederzeit für sich die zentrale Bedeutung der Rechtfertigungslehre bestätigen. Seine Nähe zum lebendigen Leben führt ihn jedoch auch in Widerspruch zu „den Vätern“. Er wehrt sich gegen das Kleingemachtwerden und gegen den ständig erhobenen Zeigefinger der Gesetzespredigt. Er möchte als Erwachsener angesprochen sein und reagiert empfindlich auf „autoritäre“ Untertöne nach der Melodie „Du bist nichts, Dein Gott ist alles!“ Er kann Hans Asmussens Auffassung von „Seelenführung“ nicht unkritisch hinnehmen und trifft sich hier in seinen Fragen mit all denen, denen die Denkmuster der 30er Jahre grundsätzlich fragwürdig sind, ohne freilich selbst ins „antiautoritäre“ Lager überzusiedeln. Doch lassen wir das Stichwort „antiautoritär“ erst einmal liegen, und wenden wir uns direkt einer anderen Auffälligkeit im Umgang mit dem Komplex „Sünde“ zu.

Antithese

Mir fällt auf, wie groß v.a. unter PastorInnen der Nachkriegsgeneration – zumindest am Anfang eines Kurses – der Konsens scheint, das Evangelium von der Liebe Gottes allem übrigen voranzustellen, schärfer gesagt: es gegenüber allem, was vom „Gesetz“ her zu sagen ist, auszuspielen. Da kann ein Schuldbekennnis nicht einmal ganz zuende ausgesprochen werden, und schon sind Solidaritätsbekundungen oder gar kräftiger Vergebungszuspruch da. Bei Gewissensqualen stellt sich vornehmlich die Frage, wie dem Gequälten seine „Schuldgefühle“ genommen werden können. Verharmlosung geschieht, Konfrontation fällt aus. Man richtet sich gemütlich ein unter der um- und verhüllenden Decke der Liebe Gottes und meint, das „Evangelium“ für sich zu haben, wenn das „Gesetz“ (,usus legis‘) im seelsorgerlichen Gespräch nicht vorkommt. Aber auch sonst ist Konfrontation tabu. Die gepredigte Nähe Gottes schließt kritische Distanz zum Sünder aus, die gewünschte Nähe in der Gruppe kehrt persönliche Distanzen unter den Teppich. (Man duzt sich möglichst vom ersten Tage an.) Wenn denn das Evangelium gilt, kann offenbar der Harm der Sünde nicht mehr gelten. Sie kann verharmlost werden. Wer Nähe und Distanz nur alternativ zu sehen vermag, kann sich eben der Nähe Gottes nur versichern, indem er seine Distanz ausblendet.

Ein K(ursteilnehmer) stellt fest, er habe die Liebe Gottes begriffen und keine Mühe, seine Seelsorgepartner „anzunehmen“. Bei seiner Schilderung eines Besuches auf einer Station fällt mir auf, mit welchem Ekel geradezu er die „abgebauten“ Patienten dort schildert. Er selbst merkt das gar nicht und hat auch Mühe, dies im Nachhinein wahrzunehmen. K berichtet entrüstet vom Desinteresse eines Krankenpflegers. Als wir die Szene seiner Begegnung mit dem Pfleger im Rollenspiel stellen, wird K vor dem Pfleger in Chefpose stehend sichtbar. K mag es nicht glauben.

K erlebt in der Gruppe, einen Wunsch nicht durchsetzen zu können. Bei der anschließenden Übung unter dem Thema: „Wie ich für mein Interesse eintreten kann“, fällt auf, daß K für sich kämpfen zu wollen erklärt, dies aber wie ein Papiertiger tut und da natürlich ohne Erfolg. K gibt deswegen nicht auf. Im nächsten Gruppengespräch teilt er mit, daß er traurig sei und wirft seinen Gegnern indirekt Rücksichtslosigkeit vor.

Unter vier Augen gehen wir dem Phänomen nach. K sieht sich schließlich als Kind, das um Beachtung ringt. Wirklich beachtet und angenommen fühlt er sich nur, wenn er seinen Willen durchgesetzt hat. Das Durchsetzen kann mit allen Mitteln geschehen, und sei es (selbst-)zerstörerischen. Das Muster „Alles-oder-Nichts“ scheint durch. Der Junge K mochte wohl schreien und allen möglichen Terror anstellen, der Mann versucht es diplomatisch mit sanfter Gewalt. Offene Aggression birgt auf jeden Fall das Risiko, die Gunst des Gegners zu verlieren.

Mühe mit Distanz

K kann im Gespräch unter vier Augen gut mit mir arbeiten. In der Gruppe (hier muß er meine Nähe mit anderen teilen) verbündet er sich mit denen, die mich „autoritär“ finden. Zum Typ von K gehört, daß er es richtig und praktisch findet, sich sofort (möglichst auch mit dem Gruppenleiter) zu duzen. Mit Kritik tut er sich schwer. Und noch etwas: Als Pastor will er erklärtermaßen Freund, nicht aber Respektperson sein.

Was bedingt die Linien des Bildes, das wir hier vor uns haben? Offenkundig ist eine gebrochene Beziehung zu allem, was Distanz spüren läßt. Distanz schmeckt nach Ablehnung. Und Ablehnung darf nicht sein – denn auf der Rutschbahn des „Alles-oder-Nichts“ fällt zwangsläufig jede Differenzierung dahin und das Nichts wartet unweigerlich in dem Augenblick, wo das Alles nicht gegeben sein kann. Unter solchen Voraussetzungen schauen Kritik und Abgrenzung vernichtend drein und „Liebe“ verträgt sich weder mit Konfrontation noch mit Respekt.

Deutlich schimmert auch bei K die urtümliche Logik der Verbindung von Vollkommenheit und Liebreiz (=Annehmbarkeit) durch. Als passablen Seelsorger vermag sich K nur zu sehen, wenn er der Forderung entspricht, sein Gegenüber uneingeschränkt annehmen zu können. Diesbezügliche Defizite kann K bei sich selbst nicht wahrnehmen bzw. zulassen. Sie würden sein Selbstbild grundlegend gefährden. Vice versa erscheint es ihm auch unmöglich, dem Seelsorgegenüber Konfrontation oder Kritik zuzumuten. Unter den gegebenen Voraussetzungen bedeutete dies für ihn doch, das Evangelium von der Liebe Gottes (vermeintlich) unglaubwürdig darzustellen.

Inflation der Liebe

Daß dergestalt um das Moment der Distanz gebrachte Liebe inflationär und die sie tragende Gnade billig wird, ist geradezu zwangsläufig. „Gottes Liebe ist wie die Sonne, sie ist *immer und überall* da“, heißt es im Refrain eines neuen Kirchenliedes. Wer das Bild von der Sonne ernst nimmt, muß zu dem Schluß kommen, der Verfasser lebe nicht auf dieser Welt. Auf unserem Globus ist Sonne nicht ohne Schatten und Tag nicht ohne Nacht möglich. Unter welcher Voraussetzung komme ich dazu, den zitierten Refrain anstandslos zu singen? Unter der Voraussetzung, daß ich von Schatten nichts weiß oder sie verdränge! Ist es zufällig, daß die erste Strophe zum Refrain auffordert: „...nimm (von Gottes Liebe=Sonne) so viel du willst!“ und damit Bedingungen der Überflußgesellschaft konnotiert? Ich denke: Es ist nicht zufällig.

Verwöhnungsprägung

Um sofort auf den Punkt zu kommen: Hier bestimmt Verwöhnungsprägung Fühlen und Denken und wirkt bis in die Theologie hinein. Verwöhnungsgegebenheiten sind auch beim Typus K auszumachen. Mit Distanz, d.h. mit Einschränkungen bzw. unter Widerständen zu leben, ist ihm nicht vertraut. Ohne entsprechende Lebenserfahrung muß er Kritik als Liebesentzug deuten und verliert den Boden des Selbst unter den Füßen, sobald er auf Ablehnung eigener Wünsche stößt. Daß Liebe – im währungspolitischen Bild gesprochen – harte Währung ist, soll sie soteriologische (Kauf-)Kraft haben, ist ihm schwer zugänglich. Ein Gott(-Vater), der zu „fürchten“ ist, kommt ihm „autoritär“ vor. Auch in pastoraler Rolle Respekt zu beanspruchen, hat „autoritären“ Geruch und steht für ihn, wie die „Gottesfurcht“, in Widerspruch zum Evangelium. Daß Aussagen über einen Gott, der der Gottlosen „Zähne zerschmettert“ (Ps 3,8), Mühe bereiten, kann nicht verwundern. Schlüssig ist ebenfalls, in Demut anpasserische Selbstaufgabe zu sehen, nicht aber den Mut, Ungleichheit wahrzunehmen.

Hermeneutische Folgerungen

Es ist schwer, die Decke des Evangeliums beiseitezuziehen und den nackten Sünder bzw. defizitären Menschen ins Auge zu fassen, kommt dies unter den gegebenen Voraussetzungen (des Alles-oder-Nichts) doch einem Tritt auf die Rutschbahn ins Nichts gleich. Was für Theologen von altem Schrot und Korn wie leichtfertige Selbstherrlichkeit aussieht, entpuppt sich bei genauerem Zusehen als verzweifeltes Bemühen, die Gottesebenbildlichkeit (Würde) des Menschen über dem Abgrund des Nichts festzuhalten. Nicht Selbstherrlichkeit, sondern Selbstverzweiflung ist das zugrundeliegende Motiv. (Daß wir hier die beiden Seiten der nämlichen Medaille vor uns haben, mag theologisch auf dem gleichen Blatt stehen, nicht aber seelsorgerlich.) Wenn Kritiker bemerken, die heutige Generation frage nicht mehr nach dem gnädigen Gott, sondern nach dem gnädigen Nächsten, so sehen sie in der Regel darin eine Verflachung, nicht aber die Verschärfung der Lebens(=Beziehungs)not. Ist nicht der Größere auch der größeren Gnade fähig? Billige Gnade ist ebenso untauglich zu erlösen wie Liebe ohne Distanz. Sie gründet auf Illusion. Sie befreit nicht, sie verschlingt bzw. macht abhängig. Und noch etwas: Es ist nicht möglich, die Botschaft des Evangeliums zu überbringen, ohne der Prägung (=Empfangsfrequenz) des Adressaten (Empfängers) Rechnung zu tragen. Wenn sich Seelsorger heute eher mit der Frage nach Sein und Sinn als mit der Frage nach der „Rechtfertigung des Sünders“ konfrontiert sehen, begegnet ihnen die gleiche Grundfrage nur in anderer Gestalt. Voraussetzung, dies zu erkennen, ist allerdings die Einsicht, daß im Leben Sein und Beziehung zusammengehören. Doch schauen wir beim Wandel der Prägungs- und Erlebnisbedingungen noch einmal genauer hin.

Autoritätsproblem

Die Stichworte „autoritär“ und „antiautoritär“ tauchten bereits auf. Zu ahnen ist, daß wir uns mit ihnen im Bannkreis eines Entweder-Oder bewegen. Daß sie v.a. die Nachkriegsgeneration ihrer bedient, deutet auf einen Wandel des Lebensgefühls. Im Typus K wird etwas von diesem Wandel greifbar. Es lohnt sich, hier noch genauer hinzuschauen. Vergewissern wir uns zunächst der Begriffe.

Klärungen

„Autoritär“ möchte ich den (rücksichts-los) selbstherrlichen Einsatz eigener Mächtigkeit nennen. Autoritärem Verhalten ist eigentümlich, daß es prinzipiell keine Anfragen von Seiten seines Adressaten zuläßt. Das Gegenüber wird in keinem Fall für würdig erachtet, infragezustellen und mitzubestimmen bei dem, was da gesagt und getan wird. Macht, die nicht aus eigenem Gewicht (selbsteigener Autorität) wirkt, muß sich um ihres Selbsterhalts willen autoritär gebärden. Autorität aus eigener Mächtigkeit kann sich dagegen infragestellen lassen. Daß sie es nicht jeder Zeit tut, ist pragmatisch begründet und (bei nüchternem Zusehen) einsichtig. Hinter autoritären Vollzügen ist ein Entweder-Oder-Muster erkennbar (Entweder Du oder Ich). Der Volksmund hält hier das Sprichwort „Friß Vogel oder stirb“ bereit. Autoritären Lehrvollzug nennen wir „doktrinär“. Es entspricht doktrinärer Sicht, sich der Realität ohne Rücksprache mit ihr zu bemächtigen. Die Wirklichkeit hat gefälligst so zu sein, wie das Dogma es will. Erfahrungen sind nicht gefragt (sobald sie zuwiderlaufen).

Daß wir mit „Autoritärem“ eine Perversion von Autorität vor uns haben, liegt auf der Hand, und „antiautoritär“ eingestellt zu sein, erscheint damit selbstverständlich geboten. Doch hier lauert auch ein Problem. Wo Autorität v.a. in ihrer verkehrten Gestalt erlebt wurde, gibt es keine tragfähige Vorstellung ihrer rechten Gestalt. Fehlt diese, liegt es nahe, sozusagen das Kind der Autorität unbesehen mit seinem autoritären Bade auszuschütten und mit dem „anti“ zugleich einem autoritätsfreien Raum das Wort zu reden. Daß damit Autorität unter dem löblichen Vorsatz, ihrer Verkehrung zu widerstehen, diskreditiert wird, ist unvermeidlich, kann zugleich aber kaum wahrgenommen werden, solange positive Erfahrungen mit Autorität fehlen. Und diese stellen sich wiederum in „antiautoritärem“ Klima schwer ein.

Überwindung des Paternalismus?

Die Nachkriegsgeneration steht unter dem Zeichen des Abschieds vom Paternalismus. Dieser Abschied ist gekennzeichnet vom Faschismus-Schock mit seinen Folgereaktionen und vom feministischen Aufbruch. Zeichnet sich im Zusammenhang des ersteren eine höchst kritische Auseinandersetzung mit der Tradition von

Autorität bzw. mit Weisungsinstanzen im allgemeinen ab, so lenkt feministische Fragestellung die kritische Aufmerksamkeit auf die einlinig männliche Besetzung von Autorität. „Die Väter“ sind es, die v.a. ins Kreuzverhör genommen werden, und die von ihnen überlieferten Strukturen des Denkens und Handelns. Daß „die Väter“ unter den gegebenen Bedingungen absolut verunsichert sind und sich daraufhin am liebsten – bildlich anschaulich ausgedrückt – verkrümmeln, liegt nahe. Das Schlagwort von der „vaterlosen Gesellschaft“ kennzeichnet die Situation.

Ein Kursteilnehmer (T) fällt in der Gruppe vornehmlich dadurch auf, daß er Mühe hat, klare eigene Position zu beziehen. (Wenn die Gruppe unter sich ist, kann das offenbar auch anders aussehen. Hier zeige er wohl mal „den großen Mac“, höre ich.) Eines Tages legt er ein Gesprächsprotokoll vor, in dem er freundlich und klar einem psychisch Behinderten auf dessen Frage, was recht sei, sagt, es sei wohl richtig, zumindest solange seine Krankheit noch das Feld behaupte, keine Kinder zu zeugen (um ihnen das Leid des Krankheitserbes zu ersparen). Die Gruppe reagiert darauf fast durchgängig explosiv entrüstet. T wird als herzlos, „autoritär“, ja als „Faschist“ beschimpft. Es kostet selbst mich Mut, den aufgebrachten KollegeInnen entgegenzuhalten, daß ich hier lediglich das uralte Prinzip verantwortlicher Elternschaft vertreten sähe und die von T in dieser Phase des Gesprächs eingenommene Eltern-Ich-Position (vgl. das TA-Personmodell Eric Bernes) nachweisbar gesprächsgemäß sei. Erst daraufhin kommen die Gruppenteilnehmer dazu, die eigene Reaktion zu hinterfragen.

Sicher deckt die Reaktion der Gruppe auch Probleme der Prägung T.s auf. Wahrscheinlich steckt, bei seiner Anpassungsgeschichte, auch in der Einnahme besagter Eltern-Ich-Position ein unwillkürliches Maß an Anpassung, und dieses zu hinterfragen ist durchaus notwendig. Doch offenkundig sind – kurz gesagt – auch die Schatten seiner Kritiker und die Problematik des antiautoritären Affekts. Wie flüssig hier der Vorwurf „autoritärer“, ja „faschistischer“ Haltung von der Zunge geht, läßt aufmerken. Daß daneben auch der Vorwurf der „Gesetzlichkeit“ gängig ist, braucht kaum erwähnt zu werden. Es gibt ja kein passenderes Mittel, genau die Achillesferse der Altvorderen zu treffen und damit die natürlichen Autoritäten lahmzulegen. Leichtfertiger Gebrauch des Mittels in der Auseinandersetzung mit der Vätergeneration kann, so gesehen, nicht verwundern, desgleichen auch nicht das Autoritäts- bzw. Weisungsvakuum („usus legis“), das damit bewirkt wird. Welcher Zeitgenosse will nach dem Faschismus-Schock unter den Verdacht geraten, ein „Faschist“ zu sein? Welcher Theologe mag sich der „Gesetzlichkeit“ zeihen lassen?

Auch hier scheint am Grunde der Zusammenhänge das Entweder-Oder-Muster durch. Unter dem Zwang eines Entweder-Oder (Entweder bist Du eine Autorität oder eine Null) erhielt Autorität fast unvermeidlich ein autoritäres Gesicht. Unter dem Zwang des Entweder-Oder folgt die Gegenalternative: Entweder „autoritär“

oder autoritätsfrei, entweder gesetzliche Strenge oder alles zulassende Liebe. Was dem undifferenzierten Gemüt der Vätergeneration recht war, ist vice versa dem undifferenzierten Gemüt der Kindergeneration billig. Doch im Pendelschlag von der rechten zur linken Seite des Entweder-Oder liegt keine wirkliche Erneuerung. Das Entweder-Oder selbst will überholt werden. Entsprechendes wäre in feministischer Sache zu sagen. Doch ich will den Kreis an dieser Stelle nicht noch weiter schlagen, sondern erst einmal schließen.

Doppelgestalt der Liebe

Trifft die vorhergehende Deutung der Zusammenhänge zu, dann haben wir damit auch die tieferen Bedingungen der Verwöhnungsprägung erschlossen, die sich beim oben geschilderten Typ K fanden. K ist ein Kind der „vaterlosen Gesellschaft“ – und dementsprechend ungerüstet, mit väterlichen Gestalten von Liebe umzugehen. (Ich rede weiterhin typologisch.) „Wer sein Kind liebt, der züchtigt es“, sagt die Überlieferung (Spr 13,24; Hebr 12,6f.) und ordnet das „Züchtigen“ dem Vater zu. Verlieren wir keine Worte über die altvordere Perversion der „Zucht“. Wohlverstandene „Zucht“ heißt: Grenzen setzen, Konfrontation mit Lebensregeln, Einübung in Disziplin, Bescheidenheit und Respekt. Zucht in diesem Sinne bedeutet Ertüchtigung zum Leben, Training, Distanz wahrzunehmen, ohne die auf Dauer keine Beziehung, und damit kein Leben, gelingen kann. Wo Liebe zunächst nur im Gewande uneingeschränkter gewährender Nähe Gestalt gewann, wird Zucht erst einmal schmerzlich, unlustig und frustrierend erlebt und stößt auf entsprechenden Widerstand. Doch ein autarkes Selbst kann nicht werden ohne Zucht, ohne Disziplin, ohne Frustrationstoleranz, ohne Abgrenzung. Zucht macht Liebe zu „harter Währung“.

Also: „Gelobt sei was hart macht“? „Hart wie Kruppstahl, zäh wie Leder...“? Die Redensarten einer sich verselbständigenden Härte, vom tränenlosem Mannes- und Herrenmenschentum usw., sind noch zu gut im Ohr, um nicht alsbald Warnlampen aufleuchten zu lassen. „Wer sein Kind *liebt*, nimmt es in Zucht“, heißt es. Zur Liebe aber gehört immer und wesentlich auch einfühlsame Nähe! Nur unter dem Zwang des Entweder-Oder (Entweder Nähe oder Distanz) kann Liebe des Moments einfühlsamer Nähe verlustig gehen – und entsprechend pervertieren. Auch der nach paternalistischer Tradition für Zucht (Härte/Distanz) zuständige Vater bleibt den Bedingungen lebensförderlicher Haltung (Liebe) unterstellt. Wie denn keine lebendige Mutter der Wahrnehmung von Distanz entraten kann, will sie sich und ihr Kind nicht auf eine schiefe Bahn bringen. Hinter der Aufspaltung von Nähe und Distanz in der Erlebnisgestalt von Liebe steht die alte einseitige Rollenzuweisung, das Entweder-Mann-oder-Frau mit seinen Konsequenzen bei der Zuneigung von Eigentümlichkeiten!

Männlicher und fraulicher Verstand

Steckt nicht die gleiche Spaltung auch hinter der traditionellen Fassung von „Wissenschaftlichkeit“? Es ist paternalistisches Erbe, dem Mann die wissenschaftliche Objektivität (Distanz) und der Frau die intuitive Subjektivität (Nähe) zuzuschreiben. Es ist paternalistisches Erbe, im vorgegebenen Entweder-Oder des Geschlechts von Mann und Frau den Grund oder auch die Bestätigung eines einlinig alternativen Musters zur Erfassung der Wirklichkeit zu sehen. Doch das Leben fügt sich nicht einmal biologisch einfach einer Ideologie der Spaltung. Längst haben Neurologen nachgewiesen, daß Mann und Frau gleichermaßen über zwei unterschiedlich begabte Hemisphären des Gehirns verfügen⁹. Integration, nicht Spaltung ist das Gebot reifen Lebens. Sowohl der antiautoritäre wie der feministische Aufbruch bleiben in ihren eigenen (paternalistischen) Kinderschuhen stecken, wenn sie das Entweder-Oder-Muster nicht hinter sich lassen. Doch kehren wir noch einmal zu unmittelbar theologischen Fragen zurück.

Beispiel: Sühnopfertheologie

Ich reflektierte das notwendige Moment der Härte bzw. Distanz im Zusammenhang von Liebe und stieß auf den Zug seiner Vereinseitigung im Zusammenhang überkommener väterlicher Prägung. Wie stark die theologische Tradition paternalistischer Prägung unterliegt, wird m.E. auch mit dem klassischen Kernstück der Versöhnungslehre sichtbar. Ich meine das Theologumenon des Sühnopfers mit seiner ihm eigenen archaischen Logik stellvertretender Erfüllung des Gesetzes. Der Vater, der seinen geliebten Sohn opfern muß, um Gnade gegenüber seinen schuldigen Weltkindern walten lassen zu können, erscheint selbst den Zwängen des Vergeltungsdogmas unterworfen. Das Prinzip der Härte gilt offenbar unausweichlich. Nähe (Liebe) kann nur darin wirksam werden, daß der Vater selbst in Gestalt seines Sohnes die Sündenstrafe auf sich nimmt. *Fiat iustitia, pereat filius!* (Es lebe die Gerechtigkeit, mag der Sohn auch sterben!) Härte/Distanz bis zur Selbstvernichtung – um der Liebe willen. Ist es kühn, zu behaupten, daß so etwas nur „Väter“ ersinnen können?

Ich sehe im alten Labyrinth der Sühnopfertheologie v.a. das Dilemma, Gottes Liebe unter dem Zwang des Entweder-Oder von Gerechtigkeit und Gnade zu denken. Und ich erkenne in der Weise, wie sich hier letztlich die Gesetzlichkeit um des Evangeliums willen durchsetzt, auch autoritäre Züge. Nicht nur, daß der „Sohn“ nicht gefragt wird (Gehorsam!), auch die Weltkinder, denen das Drama des Sohnopfers zugute kommt, finden sich in der Rolle von Zuschauern bzw. Objekten des väterlichen Heilshandelns und haben dementsprechend Mühe, ihre

9 Vgl. Klaus D. Hoppe „Neuropsychologie, Symbolbildung, Empathie und Gottesvorstellung“ in: WzM '86, S.484-495.

eigene Verantwortung für das an Karfreitag sichtbar werdende Beziehungsdrama zwischen Gott und Mensch anders als in einem dumpfen Schuldgefühl zu fassen. Wie anders dagegen ist das Geschehen zu begreifen, wenn Gottes Liebe nicht einlinig als Passion des Gerechtigkeitsprinzips, sondern als (Mit-)Leiden an der Beziehungsstörung (Sünde) der Weltkinder verstanden wird! Indem Gott sich in seinem Sohn der Gottesferne seiner Weltkinder ausliefert, kommt seine Nähe zu ihnen zur Vollendung. Der Vorhang im Tempel zerreißt. Die Spaltung in Diesseits oder Jenseits der Nähe Gottes ist aufgehoben. Und selbst die Frommen erkennen z.B. in denen, die zuerst „Hosianna“, dann „kreuzige“ und schließlich „hilf dir selbst“ schreien, ihren eigenen Sünderschatten.¹⁰

Beispiel: Traditionsgeschichte

Entweder-Oder – Muster der Überlieferung. Seine Spuren reichen bis in die Gestaltung der Evangelien hinein. Wer sich mit den Gleichnissen Jesu befaßt, muß den Exegeten folgen, die z.B. Jesu „Gleichnis vom viererlei Acker“ (Lk 8,4-8) im Original nicht mit der folgenden Verstockungstheorie (V.9f.) und der anschließenden allegorischen Deutung (V.11-15) verbunden sehen können. Die alte Perikopenordnung bindet Lk 8,4-15 als Evangelium des Sonntags Sexagesimae zusammen und folgt damit vermutlich einem Trend der Überlieferungsgeschichte. Schauen wir, was das bedeutet:

Angesichts seiner vielen Hörer nimmt Jesus die Frage pastoralen Erfolgs auf. Nüchtern sieht er die Gegebenheiten und schildert sie im Gleichnis. Wer sät, muß mit Mißerfolgen rechnen. Kein natürlicher Acker verspricht hundertprozentigen Ertrag. Da ist zu gewärtigen, daß Saat zertrampelt wird. Es gibt ja keine gesonderten Feldwege. Da kann die Krumeschicht zu dünn sein. Das Land ist nun einmal auch felsig. Da wird auch anderes wuchern. Unkrautvertilgungsmittel sind nicht naturgegeben. Gleichwohl lohnt die Mühe. Trotzdem riskiert der Sämann seine Saat – zu Recht: $1/4 \times 100 = 25$ facher Erfolg. Also: Mut zum Säen! Und: Gott vertraut sein Wort/Reich auch diesem/r/n Acker/Welt/Menschen an. Persönlicher zugesprochen: Mir, diesem viererlei Acker, traut er zu, Frucht zu bringen, trotz meiner $3/4$ Unfruchtbarkeit. Wie klar das Gleichnis, wie lebensnah und tröstlich für mich als Prediger (Säemann) wie als Hörer (Acker) des Wortes! Ich kann mein Viererlei-Sein und die Welt, wie sie ist, anschauen, ohne verzagen zu müssen.

10 Welch eine Verkehrung z.B., besonders die Juden für den Tod Christi verantwortlich zeichnen lassen zu wollen und sich selbst damit aus der Geschichte herauszuziehen! Antisemitismus ist schon immer eine unbewußte Gestalt der Auseinandersetzung mit dem eigenen Schatten gewesen. Die Sühnopfertheologie leistet dieser Gestalt bis zu einem gewissen Grade Vorschub, sofern sie aus Beteiligten Zuschauer macht...

Aber welche Zwänge des Entweder-Oder begegnen mir dann im Folgenden! Der anschauliche und durchaus verständliche Prediger Jesus wird zum Rätselredner, seine Hörerschaft spaltet sich in Erwählte und Verstockte, und mir als Adressat der Deutung kommt ein Sog entgegen, mich und meine Mitmenschen nach Typen zu sortieren. Muß ich mich nun nicht zwingen, ein möglichst hundertprozentiges (sprich: flurbereinigtes, tiefes, unkrautfeies) Stück Acker zu sein? Entweder-Oder, entweder Jünger oder Verstockter, entweder fruchtbarer oder unfruchtbarer Acker. Auf dem Gleis des Entweder-Oder hält es schwer, mit der Wirklichkeit des viererlei Acker zu leben. Abspaltung liegt nahe. Das Ideal des flurbereinigten ökonomischen Ackers von heute steht vor Augen und Gottes Ökologie verblaßt. Wie war das? Stellte Verbindung von Vollkommenheit und Liebreiz nicht immer schon das Grundgesetz des freien Lebensmarktes dar?

Ich breche ab. Es ging mir erst einmal darum, den Stein des Dialoges um das Entweder-Oder ins Rollen zu bringen. Daß es da noch mancherlei zu entdecken gibt, dürfte deutlich geworden sein, desgleichen die Notwendigkeit, sich dazu auf den Weg zu machen.

Aus einer Veröffentlichung in der Zeitschrift WzM wurde nichts. „Wir denken, daß der Dialog zwischen Theologie und Psychologie über die von Ihnen angeschnittenen Fragen für unsere Leserschaft noch ein Stück weiter verfolgt werden müßte. Vor allem für die NichttheologInnen ist der Übersetzungsprozeß schwierig nachzuvollziehen...“, antwortete die Redaktion.

Ich selbst finde mich mit meinen Beobachtungen und Gedanken auf der Brücke zum Unternehmen der Praktischen Seel-Sorge-Theologie II, der „Pastoralen Ethik“.